

# Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

**Abonnementspreis** im Monat einschließlich Bringerlohn 80 Pfg., bei Selbstabholung 70 Pfg.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 90 Pfg., bei Selbstabholung 80 Pfg. — Durch die Post bezogen vierteljährlich 2.40 M., für 1 Monat 80 Pfg. (Bestellgeld vierteljährlich 42 Pfg., monatlich 14 Pfg.).

**Redaktion:**  
Leipzig, Tauchaer Straße 10/21.  
Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig.  
Fernsprecher: 12000.

**Inserate** kosten die 7gespaltene Zeile oder deren Raum 25 Pfg., bei Platzvorschrift 30 Pfg. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Belegen von Prospekten ist bei der Gesamtauflage 4.— M. jedes Tausend, bei Teilaufgabe 5.— M. — Schluß der Annahme von Inseraten für die künftige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag in Leipzig, Tauchaer Straße 10/21, Fernsprecher: 4596 • Inseraten-Abteilung Fernsprecher: 2721.

## Tageskalender.

Die Norddeutsche Allgemeine Zeitung verhöhnt die Not der Arbeitslosen.

Das russische Kriegsbudget für 1914 erfährt eine Erhöhung um rund 270 Millionen Mark.

Burgen beschuldigt die französische Regierung, in Paris schwarze Kabinette und Vorkriegsspiel der russischen Regierung zu spielen.

Die jugoslawische Presse fordert ein energisches Vorgehen der Mächte gegen Griechenland; Serbien hat Griechenland seine Hilfe zugesagt, Montenegro mobilisiert.

In der Nacht von Rio de Janeiro wurde ein Dampfer überrannt, wobei 32 Mann umkamen; beim Untergang eines Dampfers an der englischen Küste sollen 18 Mann ertrunken sein.

## Aus dem Briefwechsel zwischen Engels und Marx.

I.

Leipzig, 6. Oktober.

Der erste Band des Briefwechsels, über dessen allgemeinen Eindruck wir bereits gesprochen haben, umfaßt die Jahre 1844 bis 1858 einschließlich. Er zerfällt in zwei ungleiche Teile. Der erste, kleinere Teil enthält die Briefe aus dem Ende der vierziger Jahre, übrigens Briefe von Engels an Marx, die schon ihrem Inhalte nach in den Einleitungen zu Mehrings Nachlassausgabe verarbeitet worden sind, nun aber zum ersten Male in ihrem Wortlaut erscheinen. Sie geben dadurch ein volleres Bild, können aber hier, da es sich nur um abrundende und ergänzende Einzelheiten handelt, nicht eingehender betrachtet werden.

Auch die Briefe aus den Revolutionsjahren fallen bei einem summarischen Ueberblick nicht besonders ins Gewicht. In der Neuen Rheinischen Zeitung wirkten beide Freunde zusammen, bis der Kölner Septemberkrawall mit der vorübergehenden Unterdrückung der Zeitung Engels zur Flucht zwang. Er konnte erst nach ein paar Monaten zurückkehren. Aus der Zwischenzeit sind nun ein paar Briefe erhalten, und ebenso aus der Zeit der längeren Trennung, als nach der endgültigen Unterdrückung ihres Blattes Marx nach Paris übersiedelt

war und Engels die Reichsverfassungskampagne mitmachte. Marx wurde im Herbst 1849 aus Paris ausgewiesen und siedelte nach London über, wo sich dann auch Engels einfindet, der nach der Niederlage des badisch-pfälzischen Aufstandes zunächst in die Schweiz gegangen war. Im Jahre 1850 gaben sie gemeinsam die Revue der Neuen Rheinischen Zeitung heraus, in deren Novemberhefte, dem letzten, das überhaupt erschienen ist, sie den vorläufigen Abschluß der revolutionären Periode feststellten. Es war die Zeit, wo der Bund der Kommunisten in inneren Zwistigkeiten zerfiel, die ihrerseits aus dem völligen Zerfall der europäischen Emigration entsprangen. Engels siedelte nun nach Manchester über, wo er eine kaufmännische Stelle im Bureau der Großspinnerei Ermer u. Engels übernahm, zu deren Teilhabern sein Vater gehörte. Marx aber blieb in London, um das wissenschaftliche Werk herzustellen, das ihnen als großes Rüst- und Zeughaus dienen sollte, sobald die revolutionäre Flut wieder einsetzte.

Sie rechneten dabei freilich mit allzu kurzen Fristen. Schon am 2. April 1851 schreibt Marx an Engels: „Ich bin so weit, daß ich in fünf Wochen mit der ganzen ökonomischen Pladerlei fertig bin. Danach werde ich zu Hause die Dekonomie ausarbeiten und im Museum mich auf eine andere Wissenschaft werfen. Das fängt an, mich zu langweilen. Im Grunde hat diese Wissenschaft seit Adam Smith und Ricardo keine Fortschritte mehr gemacht, so viel auch in einzelnen Untersuchungen, oft supradelikat, geschehen ist.“ Und Engels antwortet am Tage darauf: „Ich bin froh, daß Du mit der Dekonomie endlich fertig bist.“ Das Ding zog sich wirklich zu sehr in die Länge, und so lange Du noch ein für wichtig gehaltenes Buch ungeliefert vor Dir hast, so lange kommst Du doch nicht zum Schreiben.“ Es sollte noch acht Jahre dauern, bis der erste Entwurf der „Dekonomie“ erschien und abermals acht Jahre, bis der erste Band des „Kapitals“ das Licht der Welt erblickte.

Wie Marx sich auf ökonomische Studien warf, so Engels in seinen spärlichen Mußstunden auf kriegswissenschaftliche. Auch er hatte dabei unmittelbar revolutionäre Zwecke im Auge. In den Revolutionsjahren waren mit den Offizieren, die sich der Bewegung der Massen angeschlossen hatten, nicht eben ermunternde und oft selbst sehr traurige Erfahrungen gemacht worden; bei dem Wiederausbruch der Revolution, mit dem Engels und Marx damals in absehbarer Zeit rechneten, sollte die Partei auch einen Mann haben, der auf diesem Gebiete beschlagen war. Wie bei allen, was er trieb, sagte Engels die Sache gründlich an, und schon im Frühjahr 1851 entwirft er in einem seiner Briefe ein historisches Porträt Wellingtons, das heute noch mit voller Frische wirkt, trotz der gewaltigen Fortschritte, die

gerade auf kriegswissenschaftlichem Gebiete seit dem Jahre 1851 gemacht worden sind.

Für den unmittelbaren revolutionären Zweck, für den Engels seine kriegswissenschaftlichen Studien trieb, hat er sie nicht verwerten können, aber in den kriegswissenschaftlichen Partien, die einen bedeutenden Teil des Briefwechsels ausmachen, ist ein Schatz aufgespeichert, der heute noch für revolutionäre Zwecke verwendet werden könnte und namentlich auch verwendet werden sollte. Freilich kann dieser Schatz nicht ohne mühselige Arbeit gehoben werden. Um es gleich vorwegzunehmen, so begleitet der Briefwechsel mit seinen kritischen Glossen die ganze Kriegsgeschichte der fünfziger und sechziger Jahre: den Krimkrieg, den indischen Aufstand, den französisch-österreichischen, den preußisch-österreichischen, den deutsch-französischen Krieg. Aber natürlich nicht in systematisch zusammenhängender Weise, sondern sporadisch, wie es sich aus der Natur eines Briefwechsels ergibt: anknüpfend an die gerade einlaufenden, oft noch ungenauen oder unrichtigen Nachrichten der Zeitungen, mit längerem Beweisen manchmal bei unwichtigen oder auch — wenn gerade eine Pause im Briefwechsel eintritt — gänzlichem Uebergehen wichtiger Kriegereignisse usw. Um den Ertrag des Briefwechsels nach dieser Richtung wissenschaftlich zu verwerten, muß man mindestens die genaueste Kenntnis der Kriege selbst besitzen und auch in ökonomischer Dialektik beschlagen sein: im amerikanischen Sezessionskrieg ist der militärische Fachmann Engels geneigt, an den Sieg der Südstaaten zu glauben, während Marx aus ökonomischen Gründen dabei beharrt, daß die Nordstaaten trotz ihrer lange Zeit ungläublich elenden und schlappen Kriegführung schließlich die Oberhand behalten werden. Soweit der Schreiber dieser Zeilen sich ein Urteil darüber erlauben darf, würde eine kritische Durcharbeitung des Briefwechsels unter kriegswissenschaftlichem Gesichtspunkt eine höchst lohnende Aufgabe für eine jüngere Parteikraft sein; wie anregend selbst eine flüchtige Zelle wirken kann, die Engels einmal in einem Briefe über den amerikanischen Krieg hinwirft, hat er eben in einer längeren Artikelreihe der Neuen Zeit nachzuweisen versucht.

Dazu würden dann auch die militärischen Artikel herangezogen werden müssen, die namentlich Engels zeitweise für ein amerikanisches Konversationslexikon geschrieben hat. Er hat sie später einmal in einem Briefe an Schüller als wertlos, als bloße Brot- und Tagesarbeit abgelehnt, aber nach dem, was man über sie aus dem Briefwechsel entnehmen kann, scheint es doch, daß man noch manches aus ihnen lernen kann. Namentlich auch, wie man den Militarismus bekämpfen muß. Trotz allen feierlichen Kundgebungen darüber, wie herrlich weit wir es seit der Reichstagswahl von 1912 gebracht haben, bleibt es dabei, daß

# Arbeiter und Angestellte! Wählt bei den Krantentaffentwahlen Liste II, das ist die Liste des Gewerkschaftsartells!

## Feuilleton.

### Die Guten von Gutenberg.

Roman von Hermann Kurz.

39] Copyleft Süddeutsche Monatshefte M. D. D. München.

Die Tochter der Diest aber, die nicht den tiefen Sinn der Rede verstand, sagte voll weichen Herzens und einem unerklärlichen Mitgefühl zu dem angetrunkenen Manne, der so elendsvoll vor ihr stand und hat und flehte:

„Nein, ich geh nicht, ich bleib.“  
„Was auch kommt, gelt, du bleibst? Gelt, sag ja, Madchen!“ bat er weiter.

„Ja, ich bleibe, was auch kommt!“ antwortete die Madchen der Diest, die andre Tochter des Erhard, des Bürgermeisters von Gutenberg.

Der Erhard aber präsierte seine Komiteestellung und trant scharf ein Glas nach dem andern. Und als der Polizeidiener Geierabend bot, wie sichs gehörte, natürlich im Schlüssel zuletzt beim Herrn Bürgermeister, und das nur schüchtern, da war der Erhard trunken und verwirrter Sinne. Alles, was in seinem Hirn an Resonanz des Tages und sozusagen auch seines Lebens verblieb, sagte er in die Worte zusammen:

„Es ist gut, daß ich zwei Töchter habe, eine von der und die andre von jener, das ist gut, ja gut!“

Und als er im Bette lag, da murmelte er immerwährend diese Worte, bis der Wein mit trunkener Macht auch allge-

mach noch diesen Gedanken löschte und nur das Wort „gut, gut, gut“ verblieb.

So verlief der Tag in Erhards Leben, der ihm wehe tat und mit rücksichtsloser Eigenliebe zum eigenen Wohl der Jugend seinem Alter nahm, was er sich halten wollte in rücksichtslosem Gedenten seines eigenen Ichs.

Aber die Jugend war stärker und ging zu zweit dem Glücke des künftigen Lebens entgegen, um das Alter in Einsamkeit zu lassen.

Doch auch dieser Jugend mußte einmal das ausgleichende Alter heranreifen, allwo die Früchte des Lebens weggehen dahin und dort, und nach der Ernte im einsamen Alter nur noch die Ruhe ersehnt wird, die Ruhe in den Armen des guten Erlösers Tod, der das Erdenweh mit seiner Schwere auslöscht und auf leichtes Schwingen zum Vergehen trägt alles, was einst wogte und flutete in wunderartigem Leben.

Der Fündling aber und die Madlen gingen Hand in Hand durch das Städtlein dem Waldhüterhaus zu, und verwundert verrenkten sich die guten Leute des Ortes schier die Hälse und zerbrochen sich die Köpfe um eine für sie taube Ruß.

Als der Fündling mit seiner Madlen vor dem Simon stand, sagte er:

„Vater, wir wollen zu dir, der Erhard hat uns weggejagt, und wir müssen ein Dach haben.“

Da glitzerte in den Augen des Simon ein Feuer auf, das aus tiefstem Herzen zu kommen schien. Wie befriedigte Raube war es zu schauen. Hatte der Erhard ihm sein Kind genommen einstens, jetzt nahm der Fündling, den der gerechte Gott der Strafe in das Waldhüterhaus gegeben, das Kind des Erhard. Jetzt waren sie beide, die Menschen, fertig miteinander, das Schicksal hatte die Rednung ausgeföhrt.

Der alte Simon sagte darum froh und erleichtert:

„Das sollt ihr haben; hier in meinem Hause ist auch für dich Raum, Madlen. Das Leben bringe euch Glück, wie ihr mir Glück gebracht!“

Und als die beiden drin im Haus waren, schaute der Simon nach dem Städtlein und murmelte:

„Jetzt kann ich gehen, jetzt hab ich nichts mehr verloren auf der Welt. Jetzt bin ich zufrieden. Es ist recht so, Gott!“

Da die Zeit gleichmütig weitergeht, auch wenn dem Menschen vor unsagbarem Schicksal der Odem fast vergehen will, kamen auch in Gutenberg die Ereignisse eines nach dem andern, wie sie gukten vom Schicksal und der Menschen wegen.

Als der Fündling und die Madlen ohne jede Kirchenfeier und Fest sich ehelichten, trant der Erhard am selben Tage im Schlüssel mehr denn sonst.

Und in seinem Rauche gedachte er seinem Kinde, das er weggejagt hatte, das Erteil ihrer Mutter auszugeben. Als er das Notwendige dazu geschrieben und geordnet hatte, fühlte er eine eigene Schwäche. Seine Beine wollten ihn kaum mehr tragen, und auch das Weintrinken selbst vom ältesten Weine wollte nichts nützen und frommen.

Und als er zu Bette gehen wollte, kam es ihn an wie Vergehen, und er verlor das Bewußtsein und fiel hin.

Der neue Doktor machte ein bedenkliches Gesicht und sagte zur Madlen der Diest:

„Wenn der Mann so weitertrinkt, bekommt ers mit den Schermläusen zu tun, ehe ein Vierteljahr um ist.“

Der Erhard war aber in einigen Tagen wieder flott auf den Beinen, und als ihn die nüchterne Unruhe quälte und er sich elend fühlte, lachte er den Doktor aus und griff aufs neue zur Flasche. Das war sein Trost und Frieden, und den pendete er sich als Labfal, das Gott wachsen ließ für den Götzen Bauch im Menschen.